



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

††: Von der preußischen Grenze.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Von der preussischen Grenze.

Preußen hat erklärt, es wolle weit über seine Bundespflichten hinaus für den Schutz und die Interessen Deutschlands eintreten. Nach dieser Erklärung, deren Spitze doch offenbar gegen Frankreich gerichtet ist, darf es nicht mehr warten, bis die allgemeine Stimmung es weiter treibt, sondern es muß dieselbe leiten. Wenn die süddeutschen Blätter von der preussischen Regierung jene Energie verlangen, die, wie sie sehr wohl wissen, Preußen allein haben kann, so stimmen wir diesem Verlangen vollkommen bei. Die Energie eines Staats zeigt sich aber in andern Formen, als man sie bei einem Handgemenge auf der Straße wahrnimmt. Die Forderung, Preußen solle nur immer darauf los schlagen, ohne zu fragen weshalb? hat keinen Sinn. Sobald ein Staat einen Krieg unternimmt, muß er sich klar machen, was er durch denselben erreichen, d. h. was er im Fall eines Sieges für Friedensbedingungen stellen will. Zu bloßen mittelalterlichen Duellen, um unsern ritterlichen Anstand zu zeigen, sind wir heute doch zu ernst.

Das Object des Krieges ist aber keineswegs so klar, als die süddeutschen Blätter vorgeben. Die Besorgniß, daß Frankreich im folgenden Jahr uns angreifen wird, kann uns unmöglich bestimmen, Frankreich heute anzugreifen, wenn sie uns auch dazu bestimmt, uns gegen jede Eventualität zu sichern. Bis jetzt liegt die Sache so, daß Oestreich (freilich von seinem Standpunkt aus ganz mit Recht, aber doch gegen die entschiedene Abriethung Preußens) in Sardinien eingedrungen ist, worauf die Franzosen, angeblich zum Schutz des mit ihnen verbündeten Sardinien, dasselbe gethan haben. Freilich wird die Sache viel bedenklicher durch die Proclamation des Kaisers Napoleon, in welcher derselbe die Absicht ausspricht, die Oestreicher aus Italien zu treiben, also den durch den wiener Vertrag garantirten Bestzustand wesentlich zu ändern. Allein die Tragweite dieser Proclamation wird durch verschiedene Umstände gemildert. Sie erscheint zunächst als eine an das französische Militär gerichtete Fanfaronade, die einen leichten Sieg über die Oestreicher voraussetzt, da doch das Gegentheil wenigstens ebenso wahrscheinlich ist. Oestreich ist Frankreich allein gewachsen, und es hat außerdem noch den Vortheil, daß es von allen übrigen Seiten durch den deutschen Bund geschützt, seine ganze Kraft nach Italien werfen kann. Die Parallelen mit den Kriegsthaten des großen Napoleon sind gradezu lächerlich. Die Machtverhältnisse haben sich seit jener Zeit sehr wesentlich geändert. Ferner muß man erwägen, daß Napoleon schwer gereizt ist, denn die wiener Presse redet nicht mehr vom Kaiser, sondern von Louis Bonaparte dem Usurpator, und die noch weitergehende bairische Presse stellt gradezu die Vertreibung dieses Usurpators in Aussicht. Hier heißt es Fanfaronade gegen Fanfaronade! denn das eine Ziel hat bis jetzt grade so viel Aussicht auf Erfolg als das andere. Endlich aber darf man nicht vergessen, daß wir überhaupt zum Schutz der östreichischen Besitzungen in Italien keineswegs verpflichtet sind. Da man jetzt die Verträge fortwährend im Munde führt, sei es auch uns verstatet, auf den wahren Sinn dieser Verträge aufmerksam zu machen.

Wenig Wochen nach der wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820, am 26. Juli 1820

schrieb das wiener Cabinet an die deutschen Höfe: „Selbst in diesem höchst ungeru vorausgesetzten Fall (der Kriegsnothwendigkeit in Italien) würden Se. Maj. der Kaiser auf den unmittelbaren Beistand und Zutritt (le secours immédiat et l'accession) Ihrer deutschen Bundesgenossen keinen Anspruch machen. Die zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Ordnung in Italien erforderlichen Maßregeln liegen ganz außer der Sphäre der grundgesetzlich bestimmten Mitwirkung des deutschen Bundes, und weit entfernt, von den dieserhalb gemeinschaftlich aufgestellten Grundsätzen abweichen zu wollen, sind Se. k. k. Maj. vielmehr . . . bereit, diese Mitwirkung und Gefahr von dem Bund zu entfernen.“ (Archives diplomatiques . . . IV. Cotta 1824. S. 313.) Wir führen dies nicht an, um etwa zu behaupten, es könne Preußen und Deutschland gleichgiltig sein, ob Oestreich seine Besitzungen in Italien halte oder nicht; wir wollten nur die rechtliche Seite der Frage feststellen. Wenn wir für den Besitzstand Oestreichs eintreten (und wir werden dafür eintreten), so kann uns nur unser Interesse dazu bestimmen, und wir müssen uns vorher klar machen, worin dies Interesse liegt.

Preußen hat als Zweck seiner Rüstung 1) die Sicherung des Bundesgebiets, 2) die Herstellung eines dauerhaften Friedens angegeben. Wann die Zeit kommen wird, für diese beiden Zwecke einzutreten, das läßt sich, wie wir bereits vorige Woche ausgeführt haben, nur nach militärischen Gesichtspunkten ermesfen. Es ist viel von der russisch-französischen Allianz die Rede gewesen; zuerst um das deutsche Volk zur blinden Wuth aufzustacheln, jetzt aber scheint man eine andere Taktik zu befolgen: man stellt, um Preußen nur recht schnell nach Frankreich zu treiben, die russische Macht als sehr unbedeutend dar. Beides ist übertrieben. Rußland ist noch nicht so weit mit Frankreich im Einverständnis, uns unmittelbar zu bedrohen, und Rußland ist nicht so unkräftig, uns im Fall eines Einmarsches in Frankreich nicht eine sehr gefährliche Diversion zu machen. Wenn also Preußen, bevor es ernsthaft an den Krieg denkt, sich gegen Rußland möglichst zu sichern sucht; wenn es sich bemüht, Rußland mit Oestreich auszuföhnen, so ist das nicht bloß eine Lebensfrage für unsern Staat, sondern noch vielmehr für Oestreich. Im Fall eines Sieges wären wir allenfalls (freilich sehr unwahrscheinlicherweise) im Stande, den Frieden in Paris zu dictiren, aber nicht den Frieden zugleich in Paris und Moskau zu dictiren; im Fall einer Niederlage wären unsere Weichselprovinzen ebenso verloren, wie die Rheinprovinzen. Die östreichische Monarchie wäre der vollständigen Zertrümmerung ausgesetzt und Hannover, Nassau und Baiern wären nicht im Stande, dies Unheil abzuwenden.

Unserer Küstenlande wegen ist es ferner von der größten Wichtigkeit, uns Englands zu versichern. Zwar geben wir gern und freudig zu, daß im äußersten Fall Preußen und Deutschland vereint den furchtbaren Kampf gegen Frankreich und Rußland zugleich übernehmen sollen und können. Es wäre wahrlich nicht etwas so Einfaches, wie die Politiker an der Isar faheln, sondern ein Verzweigungskampf; dennoch würden wir ihn durch das Aufbieten aller Kräfte bestehn können. Aber vorläufig ist die Sache noch nicht so weit; vorläufig liegt Preußens Aufgabe noch darin, in dem bevorstehenden Kampf Frankreich zu isoliren. Diese Aufgabe hat noch Aussicht auf Erfolg, sobald die auswärtigen Mächte sich davon überzeugen, 1) daß Preußen mit dem übrigen Deutschland vollkommen einig ist, 2) daß es nicht unbedingt in der Abhängigkeit von Oestreich steht.

Die Presse adressirt ihre Wünsche fortwährend an Preußen, sie sollte sie zunächst an die deutschen Regierungen einerseits, an Oestreich andererseits richten. Es ist bisher nichts geschehn, Preußen in seiner sehr schwierigen Stellung zu erleichtern, und doch sind die Bedingungen, die Preußen stellen muß, für den spätern militärischen Erfolg ebenso unerläßlich, als für den gegenwärtigen diplomatischen.

Wir sind weder von dem Zweck noch von dem Erfolg der gegenwärtigen preussischen Mission nach Wien und den deutschen Höfen unterrichtet, was aber Preußen zu fordern hat, wenn es sich der Kriegsgefahr unterzieht, ist so klar vorgezeichnet, daß ein ruhiger Beobachter sich darüber nicht täuschen kann.

Um den Krieg, der möglicherweise Deutschland am Rhein und an der Weichsel, an der Nordsee und an der Ostsee zugleich bedroht, mit Aussicht auf Erfolg zu führen, müssen die gesammten deutschen Streitkräfte in einer Hand vereinigt sein. Jeder Coalitionskrieg, in welchem die verbündeten Staaten militärisch eine gesonderte Stellung behaupten, führt, wo sie mit einem geschlossenen, concentrirten Gegner zu thun haben, nothwendig zum Verderben. Preußen, welches auf allen diesen Punkten Deutschland zu schützen hat, muß die freie Verfügung über sämtliche deutsche Streitkräfte haben, wenn es dem straff concentrirten französischen Heer und vielleicht noch auf der andern Seite den Russen Widerstand leisten will. Wir sehn sehr wohl die Inconvenienzen in dieser Einrichtung ein, Inconvenienzen, die sowol Preußen als die übrigen Bundesländer treffen, aber wir kommen darüber nicht hinaus. Ueber die Nothwendigkeit einer einheitlichen Leitung ist alles einverstanden; Oestreich hat mit seinen eignen Truppen genug zu thun; und etwa dem Bundestag die obere Leitung des Kriegs zu übertragen, dieser Gedanke ist doch wol einer Widerlegung nicht werth.

Was aber die Hauptsache ist: Preußen hat das Recht und gegen sein Land die Verpflichtung, die Anerkennung dieses Systems zu verlangen, bevor es einen ernsthaften Schritt unternimmt. Es muß die Trennung der deutschen Bundesarmee von der östreichischen fordern, um für den Augenblick, als noch nicht in den Krieg engagirte Macht, an die Krieg führenden Staaten seine Forderungen zu richten. Je schneller Oestreich einsieht, daß eine solche Einrichtung seinem eignen Interesse entspricht, je schneller sich die übrigen Staaten damit einverstanden erklären, desto schneller kann man der Entscheidung entgegensehn. Seine Bürgschaft hat Preußen bereits gegeben; gegen wen die Spitze seines Schwertes sich drohend richtet, darüber kann kein Zweifel obwalten; diese Spitze wird aber nur dann ihr Ziel treffen, wenn sie von der gesammten Wucht Deutschlands gestützt wird. Die Blätter also, die so eifrig auf den Krieg drängen, und trotz ihrer Abneigung gegen das Neutralitätsprincip so lebhaft die Einigkeit Deutschlands betonen, sollen ihre Forderung nicht einseitig an Preußen richten.

Niel schwerer, als diese vorbereitenden Einrichtungen, ist, die Zielpunkte festzustellen, welche der deutschen Politik verheißen, ohne Beeinträchtigung, ja mit Ehren aus dieser Krisis hervorzugehn. Es ist ganz richtig, die Herstellung eines dauerhaften Friedens als den Hauptzweck zu bezeichnen; dazu ist es aber nothwendig, da doch einmal alles Bestehende in Frage gestellt ist, womöglich mit einem Schlage die Hauptgefahren zu entfernen, die sich dem dauerhaften Frieden entgegenstellen; mit andern Worten, es handelt sich nicht etwa um einen Umsturz der wiener Ver-

träge, aber auch nicht um eine bloße Restitution, die doch allseitig nicht durchzuführen wäre, sondern um eine zweckmäßigere Fortbildung des in diesen Verträgen positiv Gegebenen, so weit dasselbe lebensfähig ist.

Es sind drei große Fragen, welche den Weltfrieden fortwährend bedrohen: die italienische, die türkisch-slawische, die deutsch-dänische. Ueberall derselbe Grund: unfertige Staatsformen, die den mächtigen Nachbar zu Uebergriffen reizen. Wenn es im gewöhnlichen Lauf der Dinge im Interesse der Cultur liegen kann, die Lösung solcher Fragen so lange als möglich hinauszuschieben, wenn man gegen den Störenfried, der sie unzeitig „studirt“, mit Recht ungehalten ist und ihm eigen-nützige Absichten zutraut, so dürfte es weise sein, sobald die Katastrophe einmal wirklich eingetreten ist, auf eine Radicalcur zu denken. Dinehin wird sich die türkisch-slawische Frage diesmal von selbst geltend machen, und falls Rußland — wie es soeben officiell erklärt hat — wirklich die Neutralität zu bewahren gedenkt, so wird es sich jedenfalls dafür Concessionen in Bezug auf die türkisch-slawische Grenze ausbedingen.

Nach beiden Seiten hin ist Deutschland gar nicht oder wenigstens nur sehr mittelbar betheiligte; für Oestreich sind es Lebensfragen. Mit der dritten ist es umgekehrt. Daher hat die Presse, die jetzt zum größten Theil östreichisch ist, diese Frage ganz aus unserm Gesichtspunkt gerückt. Vor einem halben Jahr hieß es immer, um das Verhältniß zu Dänemark zu ordnen, müsse man den Eintritt einer europäischen Krisis abwarten: nun ist sie wirklich eingetreten, und es sieht so aus, als ob Schleswig-Holstein vom Meere verschlungen sei; kein Mensch denkt mehr daran.

Warten wir aber jetzt wieder, bis die Krisis beigelegt ist, so wird die Frage gegen uns entschieden, und die stammverwandten Provinzen fallen auf immer den Dänen anheim. Es ist um so nothwendiger, jetzt diese Frage zu „studiren“ (in Napoleonischer Art), da sie mit der Hauptsache unseres politischen Strebens, mit der nationalen Reform des deutschen Bundes im Sinn strafferer militärischer Concentration zusammenhängt. Wenn es jetzt national sein soll, die Italiener den Oestreichern zu unterwerfen, so ist es gewiß noch viel nationaler, die Herzogthümer von den Dänen zu befreien. Daß man die Heiligkeit der Verträge (wozu man auch wol den dänischen Successionsvertrag rechnet) jetzt wieder so scharf hervorhebt, und das Princip der Nationalitäten verspottet, muß uns um so mißtrauischer machen.

Es muß Oestreich begreiflich gemacht werden, daß wenn wir ihm mit Gefahr unsrer ganzen Existenz gegen Frankreich, Italien und mittelbar auch gegen Rußland zu Hilfe kommen, wir auch einen Preis dieses Opfers verlangen. Wir wollen wissen, warum wir kämpfen. Je schneller es das einsieht, desto schneller wird es Hilfe finden.

Wir haben gezeigt, daß die militärische Organisation des außerösterreichischen Deutschland dem Ausbruch des Krieges vorhergehn muß. Dies ist dann zugleich ein Schritt zum ferneren Ziel, denn davon hängt der gemeinschaftliche Schutz der deutschen Küsten, die gemeinschaftliche Gründung einer deutschen Flotte ab, an welcher sich zu betheiligen Oestreich ja stets abgelehnt hat, weil es selbst eine Flotte besitzt. Es ist zugleich die Bürgschaft für den Erfolg einer Execution gegen Dänemark.

Man wird sagen, es sei eine überkühne Politik, zu den schon bestehenden Schwierigkeiten eine neue zu schaffen. Kühn ist es gewiß, und hätte man eine Betheiligung an dem ganzen Unternehmen vermeiden können, es wäre vielleicht besser gewesen. Aber findet die Betheiligung einmal statt, so ist die Lage von der Art, daß nur rücksichtslose Kühnheit sie beherrschen kann.

Wie auch der Krieg ausfalle, zuletzt wird doch wieder ein Congress aller Großmächte in der Art des wiener Congresses die Ordnung der europäischen Zustände in die Hand nehmen. Will Deutschland auf einen wirklichen Fortschritt rechnen, so muß es die Ordnung seiner eignen Angelegenheit vorher durchführen, damit nicht wieder Rußland und Frankreich uns Gesetze dictiren; hat doch das besiegte Frankreich 1815 in der Regulirung der deutschen Zustände eine sehr erhebliche Rolle gespielt. Da man an Preußen so heftig, ja drohend die Forderung stellt, sein Sonderinteresse dem allgemeinen zu opfern, so wird diese Forderung wol auch Gehör finden, wenn sie sich an andere Adressen richtet.

Die öffentliche Meinung, die jetzt in unbestimmten Gefühlen zuckt, möge, wenn sie einmal Zeit hat zur ruhigen Ueberlegung, Folgendes erwägen. Beim Alten bleibt es nicht. Ist der Kreuzzug gegen die „Revolution“, den „Nationalitätsschwindel“ u. s. w., den man jetzt predigt, erst wirklich ins Werk gesetzt, ist er siegreich, so werden seine aufgeregten Wogen auch die Grenzen überschreiten, die man ihm jetzt zu stecken meint. Vor einiger Zeit hatte man noch Interesse an der freien Staatsentwicklung, an Constitutionen, Rechtsgleichheit u. s. w. Man sehe doch jetzt einmal vorurtheilsfrei in die absolutistischen Blätter — denen man nicht vorwerfen kann, daß sie ihre letzten Zwecke verhehlen. — Ein Krieg ohne andern Zweck, als die Demüthigung Frankreichs stumpft alle politischen Interessen ab und ist ein mächtiger Hebel der Reaction. Erhöhung des Junkerthums durch militärische Glorie; Herstellung der heiligen Allianz; Befestigung der östreichischen Hegemonie; endlich Sieg des römischen Katholicismus.

Die größte Freude herrscht im Lager der Ultramontanen, der hauptfächlichen Schürer der jezigen Stimmung. Die Politik des Concordats scheint im Fortschritt; Napoleon hatte zwar mit dem Ultramontanismus gebuhlt, er sucht auch jetzt noch das Papstthum festzuhalten, und die nationale Partei auf das Lombardische und Toscanische einzuschränken. Daß er aber auf die Länge den Krieg nicht localisiren, seine gefährlichsten Feinde nicht schonen kann, das fühlen seine Gegner ebenso gut heraus als seine Anhänger. Das Gewicht der ultramontanen Partei fällt ganz in die Waagschale Oestreichs. — Es ist in diesen Tagen ein Buch erschienen: *La question Romaine*, par Edmond About (Bruxelles, Meline, Cans et Comp.): reizend geschrieben, wie alles was von diesem höchst talentvollen Velletristen ausgeht; die bitterste Satire gegen Rom, das Papstthum im Allgemeinen und seine weltliche Herrschaft insbesondere, die seit Voltaire geschrieben. Sie enthält nicht viel neues Material, aber das alte reicht auch völlig aus, und man wird von einem wahren Sprühfeuer von Wiß und guter Laune überschüttet. Das Buch mußte in Brüssel erscheinen und ist in Frankreich confiscirt worden; aber — Herr About ist als Historiograph im allirten Lager, und wir haben noch nicht gehört, daß man ihn fortgeschickt. Die Ultramontanen wissen sehr gut, was sie wollen; hüten wir uns, in dem jetzt kaum noch zu vermeidenden Bündniß mit ihnen die Dupirten zu sein; die Restauration

möchte sonst bis zu den Incunabeln zurückgehn. Noch haben wir die Situation in Händen, aber es ist uns keine zu lange Frist gesteckt.

Wie ehrlich es die von Oestreich oder von den Inhabern östreichischer Papiere inspirirten Blätter meinen, zeigt sich jetzt, da sie nach der Erklärung des preussischen Ministers, die weiter geht als nöthig, in ihren Schmähungen gegen Preußen nicht blos fortfahren, sondern sich überbieten. — Die Nationalzeitung hat in diesen Tagen ein sehr wahres Wort gesprochen: dem wir ganz beitreten, wenn durch die Annäherung einzelner Staaten, Preußen durch Majoritätsschlüsse zu einer ihnen beliebigen Zeit in den Krieg zu treiben, der Bund gesprengt wird, so hat Preußen die Verantwortung für diesen Schritt abzulehnen, gleichviel ob man ihn rühmt oder verdammt. — Die kleinern Staaten sind an sich vollkommen in ihrem Recht, wenn sie Preußen nicht blindlings folgen wollen; Preußen kann aber dasselbe Recht in Anspruch nehmen, und da zur Einigkeit doch nothwendig gehört, daß der eine dem andern bis zu einer gewissen Grenze nachgibt, so ist wol keine Frage, wem in diesem Wettstreit des Patriotismus die meiste Nachgiebigkeit anzurathen ist: den Hilfsuchenden oder den Hilfegebenden. † †

Literatur.

Bilder italienischen Landes und Lebens. Beiträge zur Physiognomie Italiens und seiner Bewohner. 1. Bd. — Berlin, 1859. Druck und Verlag von C. C. Mittler und Sohn. — Der Verfasser hat als Erzieher eines jungen florentinischen Adligen sechs Jahr (von 1847 bis 1853) in Toscana gelebt und dieses Großherzogthum auf einer Reihe von Ausflügen nach allen, auch den unbekanntesten Theilen kennen gelernt. Sein Zweck war, die empfangenen Eindrücke so wiederzugeben, daß sie in der Phantasie des Lesers ein charakteristisches Totalbild der von ihm geschauten Landschaften, Menschen und Denkmäler erzeugten. Vorzüglich war es ihm um den physiognomischen Charakter der Landschaft zu thun, eine Aufgabe, die ihm vorzüglich gut gelungen ist. Er sieht gut, findet überall die rechten Farben und die rechte Stimmung und bringt zu seinen Schilderungen die Liebe zum Detail mit, welche dem Landschafts- und Sittenbilde allein Leben und Interesse gibt; dazu bewahrte ihn sein langer Aufenthalt im Lande vor Irrthümern und vorschneellen Urtheilen, und so unterscheidet sich sein Buch wesentlich von den Touristenmachwerken, welche die letzten Jahre brachten. Seine Schilderungen von Florenz, Pisa, Lucca, Massa Carrara und Livorno werden namentlich in jetziger Zeit lebhaftes Interesse erwecken. Als das Gelingenste aber möchten wir seine Bilder aus dem Apennin und aus den Maremmen bezeichnen. Ob der zweite Band, welcher Rom, Neapel und Sicilien beschreiben soll, bei dem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalt des Verfassers in diesen Gegenden dem ersten entspricht, wird abzuwarten sein. Ist dies der Fall, so wird das Ganze das Beste sein, was seit vielen Jahren über Italien erschienen ist. — B.

Verantwortlicher Redacteur: D. Moriz Busch — Verlag von J. L. Herbig
in Leipzig.

Druck von C. C. Elbert in Leipzig.